

## Zur Geschichte der Anstalt.

Die Prüfung und Aufnahme der neu eintretenden Schüler fand Dienstag, den 14. April, statt, der Unterricht begann Mittwoch, den 15. April, morgens 7 Uhr. Bei der Andacht begrüßte der Direktor den bisherigen Kandidaten Herrn Hering als neuangestellten Oberlehrer und stellte die Mitglieder des pädagogischen Seminars vor, die Herren Dette, Evers, Heldmann, Meyer, Ledschbor. Später traten noch ein die Herren Dr. Braumann, Hanssen und Trinkaus.

Der Gesundheitszustand war gut. Leider hat die Schule den Tod eines lieben Schülers, des Quartaners Erich Wiese, zu beklagen, der am 7. Februar 1915 in der Klinik zu Göttingen an Blinddarmentzündung starb.

Die alljährliche Schulfahrt wurde am 16. Juni unternommen, und zwar gingen die beiden Primen in zweitägiger Reise nach der Edertalsperre (unter Leitung der Herren Professoren Schultze und Dr. Ellissen) O II nach Stöberhai Ravensberg, U II nach Hanstein — Soden, O III nach Seesen — Goslar, U III nach Grund—Seesen, IV nach Holzminden—Bodenwerder, V und VI nach Freden—Gandersheim.

Während der Sommerferien traten äussere Ereignisse ein, die den Wiederbeginn der Schule unter grösster Erregung erfolgen liessen. Am 28. Juni war in Serajewo der österreichische Thronfolger mit seiner Gemahlin einem Mordanschlage zum Opfer gefallen. Die jahrelang schon dauernde Spannung zunächst zwischen Oesterreich und Serbien, weiterhin zwischen Russland und Oesterreich und damit zwischen Deutschland und Oesterreich einerseits, Frankreich und Russland nebst seinen Anhängseln Serbien und Montenegro andererseits wuchs und drohte mit Entladung. Die letzten zwei Juliwochen gingen in ungeheurer Erregung hin, jeder Tag brachte Neues und konnte der Ausbruch des so lange gefürchteten, aber wie ein ehernes Verhängnis erwarteten Weltkrieges sein. Als am 25. Juli das österreichische Ultimatum in Belgrad abgelehnt wurde, wusste jedermann, dass dies nicht nur Krieg zwischen den beiden zunächst beteiligten Staaten bedeutete. So erfolgte dann der Erwartung entsprechend, am 31. Juli die Verkündigung des Kriegszustandes und am 1. August die allgemeine Mobilmachung. Es ist begreiflich, unter welcher aussergewöhnlichen Umständen, in welcher Stimmung wir uns am Morgen des 4. August in der Aula zusammenfanden. Von den Lehrern fehlten die Herren Oberlehrer Hering und Zeichenlehrer Becker, von den Probe- und Seminar-Kandidaten war nur Herr Ledschbor anwesend, alle anderen waren einberufen oder hatten sich als Kriegsfreiwillige gemeldet. Nach dem Eingangsliede und der Vorlesung des 46. Psalms richtete der Direktor an die versammelten Schüler folgende Worte:

Liebe Schüler!

In ernster, schicksalsschwerer Stunde treten wir heute hier zusammen. Als wir vor vier Wochen in die Ferien gingen, standen wir wohl noch unter dem furchtbaren Eindrucke des fluchwürdigen Anschlages auf den österreichischen Thronfolger und seine Gemahlin, aber wir hofften, dass die ruchlose Tat ihre Sühne erfahren, Serbien die schuldige Genugtuung geben würde, und wir waren fest überzeugt, dass die Angelegenheit zur Zufriedenheit der Beteiligten, zur Ehre der beleidigten Menschheit erledigt würde. Welch eine Täuschung! Nicht nur fügte Serbien zur Untat noch die Schadenfreude, es verweigerte auch der Gerechtigkeit den Lauf, und Russland fand sich, dem kleinen Bruder zu helfen, und somit einen

Weltbrand, einen Weltkrieg heraufzubeschwören, dessen Ende nicht abzusehen ist, von dem man nur das Eine gewiss weiss, dass er der Welt die tiefsten Wunden schlägt, die zu heilen Jahrzehnte nötig sein werden. Es ist ein Kampf, der wieder einmal entbrannt ist zwischen Germanen und Slaven. Wem die Welt gehören, wessen Kultur regieren soll, das wird jetzt auf den Schlachtfeldern Europas entschieden. Auch unser teures Vaterland ist in den Streit gezogen worden. Deutschland ist ein Kriegslager geworden. Bange Tage liegen hinter uns, in denen die Frage auf aller Lippen lag: Krieg oder nicht? Bang sind die Stunden, in denen der Freund, der Bruder, der Vater, der Sohn hinaus müssen, um gegen das Vaterland ihre Pflicht zu erfüllen. Bang liegt vor uns die Zukunft: wird sie uns Sieg oder Niederlage bringen? Alles steht in des Allmächtigen Hand.

Ihr, liebe Schüler, habt die Erregung dieser Tage miterlebt, ihr habt alle gesehen, wie hell die Begeisterung, wie ernst die Stimmung von jung und alt, von arm und reich war, wie selbstverständlich bei jedem das Gefühl: es muss sein und ich muss nach Kräften mithelfen. Das haben wir alle in diesen Tagen gesehen, dass das Wort, das einst York im Frühjahr 1813 im Lustgarten zu Berlin den versammelten Kriegsfreiwilligen zurief: „Für das Vaterland darf Euch kein Opfer zu gross sein!“ dass dieses Wort unserm Volk in Fleisch und Blut übergegangen ist, das ist unser Stolz, unser Trost in diesen schweren Tagen.

Wer die grosse Zeit 1870/71 miterlebt hat, wird sich der allgemeinen Begeisterung erinnern. Da war Deutschland der Jüngling, der hoffnungsvoll arbeitet und sich müht, um sein Lebensideal zu verwirklichen. Heute ist Deutschland der Mann, der in 44jähriger, rastloser Arbeit sein Lebenswerk hat zu Ende bringen wollen, mit aller Welt in Frieden zu leben sich redlich, oft über Gebühr bemüht hat, nur bestrebt war, sich und seine Lage zu verbessern, vorwärts zu kommen und einen Platz zu haben neben den anderen Völkern der Erde. Und nun sieht der Mann sein Lebenswerk bedroht, heimtückische neidische Völker wollen es zerstören. Da setzt er sein Alles ein, denn wer will aufgeben, woran er sein Leben lang gearbeitet hat? Da ist Kampf nötig, Kampf bis zum Aeussersten. Und diesen Kampf zu fechten und zu bestehen, ist unser Volk fest entschlossen. Und dass dieser Kampf uns aufgezwungen ist, das ist das schöne reine Bewusstsein, mit dem unser Volk herantritt an die schwere Aufgabe, die ihm gestellt ist.

Unsere Hoffnung ist Gott. Er hat sich unseren Vätern gnädig erwiesen, als sie vor 100 Jahren sich aufrafften, das napoleonische Joch abzuschütteln, er hat sie zum Siege geführt, als 1870 der Erbfeind uns zum Kampf zwang; er wird uns führen und leiten zu segensreicher Arbeit.

Lasst uns all unsere Aengste und Nöte und Bekümmernisse im Gebet zusammenfassen. Erhebt euch und betet mit mir:

Allmächtiger, ewiger Gott! In Deinem hohen Ratschlusse hat es gelegen, uns in diese schwere Not zu bringen, unsere Herzen zu erfüllen mit Bangen um das Schicksal unseres teuren Vaterlandes. Erhöre unser Gebet und Flehen um Deine Gnade, Deinen Segen. Du weisst, dass wir stets erfüllt gewesen sind von Friedensliebe, dass wir nur schweren Herzens zum Schwerte greifen. Nun führe Du dieses Schwert in gerechter Sache zu siegreichem Ende. Verleihe Sieg unserm tapferen Heere, beschirme unser teures Vaterland! Amen!

Die Schüler wurden dann entlassen. In späterer Stunde rief sie der Direktor noch einmal zusammen, gab die Veränderungen im Lehrerkollegium kund und knüpfte daran die

herzliche Bitte, die Schüler sollten in der Schule ihre Pflicht tun, wie diejenigen, die jetzt hinauszögen in den heiligen Kampf, dann würden sie ebenfalls beitragen zu des Vaterlandes Wohl und Gedeihen.

Am anderen Morgen wurde die Kriegserklärung Englands bekannt.

Da durch die Mobilmachung viele Kräfte der Landwirtschaft entzogen wurden, erhielten die Söhne unserer Landwirte die Erlaubnis, bei der Ernte mitzuhelfen. Es machten 23 Schüler davon Gebrauch.

Schon am Nachmittag des 4. August zogen die Oberprimaner nach Göttingen, um sich auf ihre Militärfähigkeit untersuchen zu lassen. Von den 18 wurden 14 für tauglich erklärt. Sie unterzogen sich am 6. August morgens der schriftlichen Prüfung. Nachmittags fand unter dem Vorsitze des Direktors als Königlichem Kommissar die mündliche Prüfung statt. Alle 14 Prüflinge erhielten die Reife zugesprochen. Sie traten alle als Freiwillige ein: Gräf, Artillerie, Cassel; Grote, Artillerie, Hannover; Hardt, Infanterie, Cassel; Heine, Artillerie, Wolfenbüttel; Hoffmeister, Artillerie, Wolfenbüttel; Kaiser, Automobilabteilung, Hannover; Kaufmann, Infanterie, Göttingen; Krückeberg, Fritz, Sanitätskolonne; Krückeberg, Willi, Infanterie, Göttingen; Linsert, Artillerie, Wolfenbüttel; Overbeck, Infanterie, Cassel; Schwenzel, Artillerie, Jüterbogk; Stradtman, Infanterie, Göttingen; Vollrath, Infanterie, Göttingen.

Dem Beispiele der Oberprima folgten mit Begeisterung die anderen Klassen. Es traten ein: U I Bauer, Infanterie, Göttingen; Behne, Infanterie, Göttingen; Clausen, Artillerie, Itzehoe; Gursch, Infanterie, Braunschweig; Kerl; Lamprecht, Infanterie, Paderborn; Mönke-meier, Artillerie, Wolfenbüttel; Schröder, Infanterie, Göttingen; Voges, Artillerie, Wolfenbüttel; Walther, Infanterie, Göttingen; Wirthgen, Infanterie, Paderborn; O II Amelungk, Infanterie, Braunschweig; Burchard, Artillerie, Wolfenbüttel; Gothe, Infanterie, Göttingen; Kropf, Infanterie, Braunschweig; Langer; Nissen, Infanterie, Hameln; Nolte, Infanterie, Göttingen; Pinther, Infanterie, Weimar; Rauls, Infanterie, Braunschweig; Rudolph, Infanterie, Braunschweig; Schaab, Infanterie, Göttingen; Schaper, Infanterie, Göttingen; Seidensticker, Infanterie, Göttingen; v. Wintzingerode, Infanterie, Weimar; U II Hauenschild, Artillerie, Hannover; von Tirpitz, Gardedragon, Berlin; Wolper, Infanterie, Göttingen.

Leider haben wir den Tod einiger dieser vaterlandsbegeisterten Jünglinge zu beklagen: es fiel in Flandern Willi Krückeberg, in Russland Overbeck und Kropf, in Nordfrankreich Pinther. Ehre ihrem Andenken! Möchte so köstliche Saat auch köstliche Frucht bringen!

Den Sedantag beging die Schule in der Aula. Der Direktor hielt die Rede:

Liebe Schüler!

Sedantag — Jubeltag! Das war er, als vor 44 Jahren die Kunde zu uns drang, dass Kaiser Napoleon III. sich mit seinem Heere hatte ergeben müssen. Das war der Tag in den ersten Jahren nach dem grossen Kriege von 1870/71: man feierte ihn als den Geburtstag des neuen deutschen Reiches, als Zeugen, dass nun nicht mehr Frankreich die jahrhundertlange Raub- und Brandpolitik gegen Deutschland treiben konnte, als Mahnung an alle Völker, die neue Nation zu achten, die jugendkräftig und jugendfrisch ihre Stelle im Völkerreichtum eingenommen hatte. Wurde im Laufe der Jahre die Feier auch einfacher und stiller, geblieben ist sie und soll sie auch bleiben. Noch in den fernsten Tagen soll man daran denken, dass Deutschland den Baum seiner Grösse errichtete auf dem Schlachtfelde von Sedan. Und auch wir in der Schule haben stets in diesem Sinne des Tages gedacht, ob

wir uns hier versammelten oder ihr auf der Hube oder dem Tummelplatze eure Kräfte und eure Geschicklichkeit masset im Wettkampf. Ein Ehrentag war es, und wir dankten Gott für diese herrliche Gabe, die er unserem Volke verliehen hatte.

Wieder ist heute Sedantag! Auch ein Jubeltag? Ja wohl, so weit in diesen Tagen von Jubel die Rede sein kann. Ein Sedantag in ernster, schwerer Zeit. Als wir vor vier Wochen uns wieder hier zusammenfanden, waren unsere Herzen bewegt von dem eben ausgebrochenen Kriege. Was wird die Zukunft bringen? war die bange Frage. Schon die Mobilmachung machte unsere Herzen fester. Welch eine Begeisterung, Welch eine Hingabe, Welch eine Willigkeit mitzutun, mitzuhelfen, und sei es auch nur im Geringen! Gott verlässt seine Deutschen nicht! Das war der Gedanke, der aller Herzen durchdrang. Und bald spürten wir den Pulsschlag der grossen Zeit in den grossen Schlägen, die unsere tapferen Truppen im Westen und bald auch im Osten führten. Schlachten wurden geschlagen, wie sie nach Umfang die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Möge auch die Wirkung eine nie dagewesene sein! So haben wir heute wohl Grund, zu der Freude über die Taten von 1870/71 den Jubel über die Taten von heute zu fügen. Unser Jubel äussert sich nicht laut, sieht man uns allen doch die Freude an über jeden neuen Erfolg unserer Waffen. Wir geben in der richtigen Erkenntnis alles menschlichen Tuns zuerst Gott die Ehre, der unserm Volke sein Heil geschenkt hat, der der gerechten Sache zum Siege verhilft. Wir denken dann derer, die im heissen Kampfe gestritten und gelitten haben und fürs Vaterland gestorben sind. Was wäre menschlicher als daran zu denken, wenn die erste Freude über die grossen Erfolge verrauscht ist! Freunde, Väter, Brüder, Söhne stehen im Felde, unsere Siege haben schon viel kostbares Blut gekostet und werden es noch kosten. Aber Gottlob, es ist köstlicher Same, der der Erde anvertraut ist, er wird auch köstliche Frucht bringen: das eine grosse Ziel unseres Strebens, unser Vaterland gross und tüchtig auf allen Gebieten zu sehen, es von neuem als einen Hort des Friedens und des Glückes hinzustellen. Dieses grosse Ziel wird des vergossenen Blutes würdig sein und in die Klage um unsere Verwundeten und Gefallenen wird sich der helle Laut des Stolzes auf unsere Taten mischen. Und unsern Jubel dämpfen wir, weil wir nicht in den Fehler der Ueberhebung verfallen wollen, dem das Erfolgreiche leicht anheimfällt. Wir Deutschen sind glücklicherweise so an Pflicht gewöhnt, dass wir unsere Arbeit als etwas Selbstverständliches betrachten, und Selbstverständlichkeit schliesst Ueberhebung aus. Wir werden nach hoffentlich für uns siegreich beendetem Kriege bereit sein, wieder in friedlichen Wettbewerb zu treten mit den übrigen Nationen der Erde.

In diesen Tagen fortwährender Erregung finden wir selten die Ruhe zu tieferer Betrachtung der Dinge, und doch ist es gut für die Beurteilung des gegenwärtigen Weltkrieges, einmal den Gründen nachzugehen, die zu diesem in der Geschichte einzigartigen Kriege geführt haben. In grossen Zügen will ich auch die hauptsächlich in Betracht kommenden Völker und Forderungen an uns vorführen.

Fragt man heute jemand, wer von unseren Gegnern ihm am verhasstesten sei, so erhält man stets die Antwort: der Engländer. Der Reiterspruch, den ihr in diesen Tagen so oft gehört und gelesen habt, drückt es auch aus:

Jeder Schuss ein Russ;  
Jeder Stoss ein Franzos';  
Jeder Hieb ein englischer Dieb.

In diesem Spruch liegt ein tiefer Sinn; sieht man im Russen und Franzosen einen Kriegsgegner, wird der Engländer nicht als solcher angesehen, man fühlt, dass er sich unsern Gegnern angeschlossen hat, weil er unser in harter Arbeit erworbenes Gut uns nehmen, unsere Kolonien rauben will, und diese Verächtlichkeit des Grundes drückt der Reiterspruch auch aus:

Jeder Brite  
Zwei Tritte.

Das Volk hat richtig geurteilt; England hat uns immer feindlich gegenüber gestanden. Die Waffenbrüderschaft mit Friedrich dem Grossen hatte als Grund den Eigennutz! Friedrich musste Frankreich niederringen, damit England in Asien und Amerika sich englische Kolonien aneignen konnte. Gegen Napoleon I ging England nur mit uns, weil der grosse Franzosenkaiser das Inselvolk vernichten wollte, indem er nach seinem wertvollsten Besitz, Indien, trachtete. Wie unsere Mitarbeit im Befreiungskriege von England eingeschätzt wurde, zeigt die Tatsache, dass man zur Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo im nächsten Jahre auf dem Schlachtfelde einen Gedenkstein errichten wollte, der die Worte enthalten sollte: Napoleon — Wellington. Wo blieb Blücher, der in deutscher Ehrlichkeit seine Truppen zu masslosester Eile antrieb, um seinem „Bruder Wellington“ sein Wort zu halten und der durch das Erscheinen mit seinen Preussen den Sieg entschied? Die Geschichte unserer Einheitsbestrebungen ist zugleich die Geschichte der Schliche, Ränke und Hinterlisten, durch welche England die deutschen Staaten an der Einigung verhindern wollte. England wusste, dass ein einiges Deutschland ihm schwere Hindernisse bereiten würde, in Europa die bisher so glänzend gespielte Rolle weiterzuspielen. Wider den Willen Englands kam das Deutsche Reich zustande. Und dieses neue Reich fing an, sich zu regen, Handel und Industrie wuchsen, die Technik machte ihre wunderbaren Erfindungen, und wieder fühlte sich England durch Deutschland beengt und bedrängt, und diesmal empfindlicher, als auf politischem Gebiete: es ging an seinen Geldbeutel. In England hatte sich die Industrie zuerst mächtig entwickelt. Die Erfindung neuer Maschinen, die leichte Zufuhr der Rohstoffe machten die englische Industrie zur ersten der Welt. Diesen Platz, den sie sich in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts errang, wollte sie für immer festhalten. Englische Gasanstalten, englische Bergwerke, englische Fabriken in England brachten dem Inselvolke aus unserem Lande Millionen über Millionen. Englischer Stahl galt als der beste, und wer einen besonders haltbaren, guten Stoff haben wollte, nahm englisches Tuch. In den überseeischen Ländern trieb der englische Kaufmann, beschützt von einer mächtigen Flotte, seinen einträglichen Handel. London, Liverpool, Manchester versahen diese Länder mit ihren Produkten. Da kam nach 1870 in Deutschland der Aufschwung, unsere Waren fanden durch ihre Güte Eingang, unsere Kaufleute verstanden Handelsverbindungen anzuknüpfen, mit den Fremden lebhaften Verkehr zu unterhalten; man schätzte sie, weil sie dem fremden Publikum entgegen kamen, während der Engländer wollte, man solle sich nach ihm richten. Besonders die grossen Kaufherren der City von London empfanden die deutsche Konkurrenz als besonders unangenehm. Sie waren es denn auch, die zu dem politischen Neid den wirtschaftlichen fügten, die, dem Hund in der Fabel gleich, sich mit ihrem Stück Fleisch nicht begnügten. Möge es ihnen auch gehen wie dem Hund in der Fabel! Sie setzten alle Hebel in Bewegung, Deutschland herabzusetzen in der Welt. Aber ihre Bemühungen, uns zu schädigen, hatten nur wenig Erfolg; wir, die wir so viele Artikel von England eingeführt

hatten, führten diese nun selbst dort ein. Und weil man uns auf ehrliche Weise nicht schlagen konnte, weil unsere Waren gesucht und begehrt wurden — sind doch z. B. die vielen Tausende von Bechern, die anlässlich der Krönung des vorigen Königs Eduard VII in England verschenkt wurden, in Thüringen angefertigt — so versuchte man es nun auf unehrliche Weise. Die Vernichtung unseres Handels ist die Aufgabe, die sich England in diesem Kriege gestellt hat. Das, liebe Schüler, haltet euch immer vor Augen. Wir haben nicht ihre nationale Ehre beleidigt, wir haben sie nicht herausgefordert, denn unser Kaiser hat genug Beweise von seiner Friedensliebe gegeben, wir haben ihnen oft genug die Hand hingestreckt zu friedlichem Nebeneinanderleben; — das hat alles nichts genützt. Wir haben ihre Einnahmen geschmälert, das kann wohl ein ehrlicher Kaufmann verstehen, aber nicht ein Krämer, dem alle Mittel recht sind, die das Geschäft seines Konkurrenten zu vernichten vermögen. Und zu diesen Mitteln, die der Engländer gewissenlos gebraucht, gehört die Aufreizung der Japaner, gehört die Aufstachelung Russlands, gehört die Inanspruchnahme der Franzosen und Belgier.

Gewiss sind es die Franzosen gewesen, welche, die Niederlage von 1870 nicht vergessend, von der Wiederherstellung ihres alten Waffenruhmes, von der Wiedereroberung von Elsass-Lothringen träumten und zur Verwirklichung dieses Traumes überall Bundesgenossen suchten und so an England kamen. Aber sie sprachen nur aus, was England in seinem Innern schon lange empfand, die sog. entente cordiale, d. h. das herzliche Einvernehmen zwischen beiden Völkern, besiegelte, was Eduard VII gedacht und weshalb er so viele Reisen unternommen hatte an die Höfe Europas. Frankreich fühlte sich nach 1871 zu schwach, um allein gegen uns etwas zu unternehmen; der Abstand im Machtverhältnis wurde immer grösser; während Frankreich bei seiner Einwohnerzahl von 40 Millionen stehen blieb, stieg die unsere in den 44 Jahren von 48 auf 65 Millionen. Da mussten unsere westlichen Nachbarn sich nach Verbündeten umsehen, und da Hass viel stürmischer wirbt als Liebe, fanden sich England und Frankreich, sie verstanden sich, sie setzten alle Feindschaften beiseite, sie arbeiteten in diesen letzten 16 Jahren überall getreulich gegen Deutschland, und sie fügten uns viel Leid und viel Beleidigung zu, dass uns Deutschen oft genug weh zu Mute wurde über alle Langmut unserer Regierung. Frankreich forderte im Vertrauen auf diese Langmut und dem Strassenjungen gleich, der ein sicheres Versteck weiss, wenn man ihn verfolgt, uns oft genug heraus. Es berauschte sich an dem Gedanken von der Unterstützung durch die allmächtige Flotte Englands und von den unzählbaren Soldatenscharen des grossen russischen Reiches, und in diesem Kampfe sah es Deutschland niedergeworfen, zerstückelt, als Weltmacht verschwunden. Die letzte Reise des Präsidenten der französischen Republik nach Russland im Juli d. J. bildete den Schlussstein des prächtigen Baus von der Zerschmetterung Deutschlands. Eitle Hoffnung, denen, so Gott will, nie eine Verwirklichung zuteil wird!

Und der dritte edle Genosse, Russland, hat seit Jahrzehnten unsern Untergang im Auge. Die Zarinmutter, eine dänische Prinzessin, ist unermüdlich tätig gewesen, Fäden zwischen Frankreich und Russland zu spinnen, Feinde uns zu erwecken, wo es möglich war. Und die russische Politik kann es uns nicht vergessen, dass wir treu zu Oesterreich stehen und damit einem weiteren Vordringen der Russen gegen Konstantinopel wehren. Dass ihnen unsere östlichen Provinzen, die unter den Hohenzollern so stattlich emporgeblüht sind, willkommen wären, ist selbstverständlich. Und neben diesem Hasse gegen uns bindet Russland noch etwas anderes an Frankreich: die ewige Geldnot. Frankreich, das reiche

Land hat im Laufe der letzten Jahrzehnte fast 14000 Millionen Mark an seinen russischen Freund und Bundesbruder geliehen. Wie es mit den Zinsen und der Rückzahlung wird, davon werden die vielen französischen Rentiers, die russische Staatspapiere haben, noch manches Wundermärchen erzählen können; vorläufig, vielleicht auf lange Zeit, werden die Zinsen säumig oder garnicht eingehen. So hat sich Frankreich, um an Deutschland Rache nehmen zu können, mit Russland verbunden, und als schöne Fessel hat sich Russland die Milliarden gefallen lassen, die ihm vom Freunde zugeflossen sind.

Wollen wir als vierten Gegner Belgien nehmen, so ist dieses Land in den letzten Jahren von Engländern und Franzosen systematisch verhetzt worden. Von Franzosen gegründete Zeitungen, französische Kinos haben die Aufpeitschung der rohen Instinkte des Volkes vortrefflich vollbracht, und die als sicher in Aussicht gestellte englisch-französische Hilfe hat das Volk um alle Vernunft gebracht. Und auch hier ist Konkurrenzneid eine Haupttriebfeder des Hasses gegen Deutschland. Die grossen Geschäfte in Brüssel und vor allem in Antwerpen sind in deutschen Händen, deutschem Fleiss verdankt Antwerpen seinen glänzenden Aufschwung. Sich die Früchte dieses seit Jahrzehnten unermüdlich tätigen Fleisses anzueignen, ist das Betreiben der Belgier gewesen. Daher bei Ausbruch des Krieges die grauenhafte Behandlung der Deutschen. Verblendetes Volk, das sich des Brotes beraubt, indem es seinen Brotherrn tötet oder verjagt!

So, liebe Schüler, sehen die Gründe unserer Gegner zu diesem Kriege aus, den durchzufechten wir zusammen mit Oesterreich als Riesenaufgabe haben. Aber es tut nichts! Ein Volk, das so wie das unsrige auf seinen Gott vertraut, das mit solcher Begeisterung den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnimmt, ein Volk, das in solcher Selbstlosigkeit alles hinzugeben bereit ist, was es besitzt; das sich eins fühlt im Besitz und in der Verteidigung seiner heiligsten Güter, ein Volk, das so vertrauensvoll aufschaut zu seinen gegebenen Führern, ein Volk, das seine Pflicht gegen das Vaterland für das Selbstverständlichste von der Welt ansieht, — ein solches Volk kann nicht untergehen. Festvertrauend auf unsern Gott, treu und hingebend unserer Pflicht, so werden wir diesen Krieg glücklich zu Ende führen.

Erhebt euch und lasst uns unseren Gefühlen des Vertrauens und der Dankbarkeit Ausdruck geben in dem Rufe:

Unser geliebtes deutsches Vaterland, es lebe hoch, hoch, hoch!

Mit dem Gesange: Deutschland, Deutschland über alles! schloss die Feier.

Die Zusammensetzung des Lehrerkollegiums blieb dieselbe bis zum 16. November, an welchem Tage Professor Kröncke in das Braunschweiger Landsturmbataillon eintrat. Der von ihm bis dahin erteilte Unterricht wurde unter die übrigen Mitglieder des Kollegiums verteilt.

Kaisers Geburtstag wurde durch eine Schulfeier in der Aula festlich begangen. (Siehe umstehendes Programm.)

**Programm zur Schulfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs  
am Mittwoch, den 27. Januar 1915, morgens 11 $\frac{1}{2}$  Uhr, in der Aula des Realgymnasiums.**

**1. Allgemeiner Gesang:** Gebet vor der Schlacht.

1. Mächtiger Führer und Füger im Himmel dort oben,  
Vater der Menschen, den dankbar wir preisen und loben:  
Steh du uns bei,  
Mach von den Feinden uns frei,  
Die sich rings um uns erhoben!

2. Herrlich gewaltet hast du und gekrönt unser  
Streben,  
Hast uns nach mühevolem Ringen einst Frieden  
gegeben,  
Krone und Reich  
Gabst du und Einheit zugleich,  
Ruhmvolles Wirken und Leben!

3. Finster nun ballt sich im Osten u. Westen ein Wetter,  
Drohend erdröhnet der Kriegesdrommeten Geschmetter,  
Halte die Hand  
Schützend ob Kaiser und Land,  
Sei du uns Rater und Retter!

4. Vater, du weisst es, wir haben den Zwist nicht  
begonnen,  
Missgunst und Bosheit hat tückisch ein Netz uns  
gesponnen;  
Zieh wir das Schwert,  
Gilt es dem heimischen Herd,  
Nicht sind auf Raub wir gesonnen.

5. Vater im Himmel, drum hör' unser brünstiges Flehen,  
Lass im erzwungenen Kampfe uns siegreich bestehen;  
Lass im Gefecht  
Nicht unterliegen das Recht,  
Lass es zur Seite uns gehen!

**2. Chorlied:** Gross ist der Herr.

**3. Deklamationen:**

- a) Dehne (VI), Ich reite ins Feld zu den Jungen, von Eggersglüss.
- b) Stapelberg (V), Drei Worte, von einem Reservisten.
- c) Hüne (IV), Der tote Soldat, von Seidl.
- d) Link (UIII), Mein Kriegsfreiwilliger, von einem Vater.
- e) Mahler (OIII), Der weisse »Goebens«, von L. Ganghofer.

**4. Chorlieder:** Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.  
O Deutschland, hoch in Ehren.

**5. Deklamationen:**

- f) Stalman (UII), Der Kaiser in den Schützengräben, von Max Beyer.
- g) Wenk (OII), Deutschlands Jugend bei Langemarck, von Alice von Gaudy.
- h) Thormann (UI), Der grosse Tod, von H. N. Block.

**6. Rede des Direktors.**

**7. Allgemeiner Gesang:** Heil dir im Siegerkranz.

**8. Chorlieder:** Harre meine Seele.  
Blitzende Speere.

**9. Allgemeiner Gesang:** Nun danket alle Gott.



## Der Direktor hielt die Festrede:

### Hochverehrte Festversammlung!

Kaisers Geburtstag! Seit bald drei Jahrzehnten eine Friedensfeier, ein Tag, an dem alle Deutschen ohne Unterschied der Partei oder Konfession sich vereinigen, um dem hohen Geburtstagskinde ihre Huldigungen darzubringen, ein Tag des Gefühls der Zusammengehörigkeit aller Volksgenossen, eine echte, rechte Friedensfeier. Und heute? Ist Kaisers Geburtstag uns heute eine Friedensfeier? Ist eine Friedensfeier möglich in diesen Kriegestagen? Sollte man nicht meinen, besser sei es gewesen, von einer Feier abzusehen? Ich glaube, nein. Nein, wir sollen und wollen diesen Tag gerade ansehen und feiern als einen Tag, der die Einigkeit aller Deutschen in aller Welt zeigt, der der Welt verkündet, dass wir in freudiger Treue stehen zum Oberhaupte des deutschen Reiches, dass alle Deutschen in ihm verehren des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit, zu ihm emporsuchen als dem Manne, dem alle unsere Hoffnung auf ein glückliches Fortschreiten, auf einen siegreichen, ehrenvollen Ausgang des furchtbaren Völkerringens gilt. Mag auf uns allen, ob jung oder alt, trotz der herrlichen Erfolge unserer tapferen Truppen, es wie ein Alp liegen, wie ein Druck, den unsehbar wir überall und allezeit spüren, mag die quälende Angst um unsere Lieben im Felde, mag die nagende Sorge um das Schicksal unseres geliebten Vaterlandes uns in tiefen Ernst und grosse Unruhe versetzen, der heutige Tag hebe sich aus dieser trüben Stimmung heraus wie die Sonne, die, des schweren Nebels Herr geworden, siegreich und strahlend am Himmel steht. So sei Kaisers Geburtstag ein Tag des Friedens in diesen Kriegeszeiten.

Allerlei Ueberraschungen hat dieser Krieg mit sich gebracht. In Deutschland, dem politisch zerklüftetesten Lande, brachte er die Einigkeit aller Parteien. In den kriegführenden gegnerischen Staaten gab es der Enttäuschungen viele, man hatte allgemein angenommen, die mehr als vier Millionen sozialdemokratischer Stimmen wären ebenso viel Soldaten, die sich weigern würden, mit in den Krieg zu ziehen, und so sei die Schar der deutschen Streiter gering. Man glaubte nicht, dass Deutschland ein so ungeheures Heer ins Feld stellen könnte, und nun ist des Staunens kein Ende. Man vertraute auf die zahllosen Menschenmassen Russlands, die bald ganz Ostdeutschland überschwemmen würden; man baute auf die Allmacht der englischen Flotte, die die deutsche Seemacht wenige Tage nach dem Beginn des Krieges vernichtet haben würde; man sah im Geiste den Süden unseres Vaterlandes von Franzosen, den Westen von Engländern und Belgiern genommen und besetzt. Und nichts von alledem hat sich, Gott sei Dank, bewahrheitet, und wir werden mit Gottes Hilfe auch weiterhin davon verschont bleiben.

In den neutralen Staaten beginnt man anderer Meinung über unsere Macht und unsere Hilfsquellen zu werden. Wohl hatte man eine Ahnung und fühlte am eigenen Leibe unseren ungeheuren Aufschwung in Handel, Industrie und Technik, aber dass wir über so reiche Geldmittel, über so grosse und vor allem so wohl organisierte Streitkräfte zu Wasser und zu Lande verfügten, das hat ihnen allen doch erst dieser Krieg enthüllt. Und jetzt arbeitet man in diesen Ländern eifrig daran, bessere Aufklärung zu schaffen über Deutschlands Denken und Empfinden, über seine Gesinnung und die Reinheit seiner Absichten. Erfreulicherweise zeitigt diese schwere, gegen Vorurteil und bösen Willen unternommene, von unseren Feinden durch die niedrigsten Mittel der Lüge und Verleumdung vielfach gestörte Arbeit gute Früchte, und eine gerechte Beurteilung, eine wohlwollende Gesinnung fängt an Platz zu greifen. Und diese Arbeit ist nötig; eine der wenigen unerfreulichen Erscheinungen dieses Krieges zeigt das: dem Kundigen erklärlich, dem Unkundigen zu schmerzlicher Ueberraschung hat sich seit dem ersten Tage des Krieges gezeigt, dass wir Deutschen im Auslande sehr wenig Sympathien geniessen. Und nicht uninteressant wird es sein, in dieser Stunde dem Wesen und den Ursachen dieser uns so schwer schädigenden Erscheinung nachzugehen.

Wir staunen immer wieder über die Leichtgläubigkeit, mit welcher uns verdächtigende und herabsetzende Lügen im neutralen Auslande geglaubt werden. Kennt man uns so wenig, fragen wir uns, dass man uns solche Grausamkeiten, solche Ungeheuerlichkeiten zutraut, dass man uns für Barbaren hält, obwohl wir mit Recht uns rühmen können, in Wissenschaft und Kunst so hoch gestiegen zu sein wie andere Kulturvölker? Wir, die wir in den Bestrebungen des Heimatschutzes zeigen, wie teuer uns die Zeugen der Kunst der früheren Jahrhunderte sind, wir sollen mit Absicht Löwen vernichtet, Mecheln halb zu grunde gerichtet, die Kathedrale zu Reims der Zerstörung preisgegeben haben? Von uns wallen Tausende jährlich nach dem kunstreichen Italien, und wir sollen Freude an der Vernichtung von Kunstwerken haben? Innere und äussere Gründe für diese Annahme fehlen, und doch fällt im Auslande jede Anschuldigung auf fruchtbaren Boden. Wird von feindlicher Seite in dieser Hinsicht gesündigt, stellen z. B. die Franzosen Beobachtungsposten auf der Reimser Kathedrale auf, plündern sie und die Engländer die Häuser der eigenen Landsleute, so ist man gleich bei der

Hand mit Entschuldigungen, mit leichtem Glauben; man hält es für unmöglich oder für ein Versehen. Schwer wird es uns gemacht, mit unsern Angaben Glauben zu finden; es ist, als ob man sich jeder für uns befriedigenden Aufklärung widersetze. Diese Tatsache mussten wir all diese Kriegsmonate hindurch feststellen. Haben wir in Friedenszeiten je Ursache zu solcher Annahme gegeben?

Der Fremde, der in unser Land kommt, findet überall freundliches Entgegenkommen, offene Türen und offene Herzen. Der Student, der hier deutsche Weisheit kennen lernen will, wird von den Professoren auf jede Weise gefördert. — Das Göttinger-Haus im nahen Göttingen ist ein schöner Beweis für das grosse Entgegenkommen Deutschlands fremden Studenten gegenüber. Deutsche Gäste und Schüler im Kriegswesen sind lange genug die Japaner gewesen, die nun in schnöder Undankbarkeit die erworbenen Kenntnisse gegen uns verwenden. Und Männer, die in Politik, Kunst und Wissenschaft in ihrer Heimat einen Namen haben, die ihren Ruf in und durch Deutschland begründet haben, die Deutschland ihren Ruhm verdanken, hier — leider! — mehr denn die eigenen Landsleute gefeiert sind, haben beim ersten Trompetenstoss des neuen Krieges uns den Rücken gekehrt und sind offen und laut in die Reihen unserer Feinde eingetreten. Der englische Kriegsminister Haldane konnte nicht genug Rühmens machen von deutscher Art und Wissenschaft, ihm verdankte er sein Bestes. Gleich am Anfang des Krieges stellte sich Haldane auf den schroffsten englischen Standpunkt, und am Tage des Falls von Antwerpen erklärte er in einer Rede, dass die Friedensbedingungen den herrschenden Besitz des deutschen Militarismus zerschmettern müssten und dass die Welt von dem Schrecken der Deutschen befreit werden müsste. Haldanes Landsmann, der Dichter Rudyard Kipling, verdankt unserem Kaiser, dass er in Deutschland bekannt wurde, ja, unseres Herrschers Telegramm, als Kipling todkrank in New York lag, brachte erst seinen Namen in weite Kreise, er fand mehr aus Mode als aus innerer Ueberzeugung Eingang in unsere Literatur. Schon anlässlich des Chinafeldzuges sprach er von den Deutschen als Hunnen, und seitdem hat er das Bild nicht vergessen, denn jetzt, wo unsere Schiffe England bedrohen, sind wir ihm Attila vor den Toren Roms. Der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, Theodor Roosevelt, der stets als Deutschfreund galt, der nach seiner Präsidentschaft auf einer Europareise in Berlin zum grössten Erstaunen und nicht geringer Enttäuschung über Gebühr empfangen wurde, bringt es fertig, die entente cordiale d. h. unsere Feinde England, Frankreich und Russland die Vertreter der Zivilisation, Deutschland das Land der Barbaren zu nennen. Jacques Dalcrose, ein französischer Schweizer aus Genf, dessen Ideen von der Erziehung durch den Rhythmus in Frankreich verlacht, in Deutschland unterstützt und verwirklicht wurden, schliesst sich in seiner dünkelfhaften Unwissenheit den Protesten gegen die angebliche Zerstörung der Kathedrale von Reims durch die Deutschen an, und ihm folgt sein Landsmann Hodler, dessen „Einführung der Reformation in Hannover“ in den deutschen Künstlerkreisen mehr als Kopfschütteln erregt hat. Endlos ist die Zahl der Gelehrten aller Länder, die bei uns ihr Wissen gemehrt, ihre Kenntnisse bereichert haben, die von deutschem Wesen, deutschem Streben und deutscher Arbeit mehr wissen sollten, und doch stimmen sie ein in den Chor der Verleumder unseres Vaterlandes.

Wir scheinen vor einem Rätsel zu stehen. Diejenigen, denen wir zutrauten, dass sie unser Wesen, unser Denken und Empfinden verstanden haben, wenden uns den Rücken. Wir fragen uns nach den Gründen. Sollten diese Leute doch nicht so tief eingedrungen sein in die Kenntnis Deutschlands und seiner Bewohner? Fehlt ihnen dazu der Wille oder die Fähigkeit? Wir suchen zu erklären, zu entschuldigen, wir schliessen auf Unkenntnis, bösen Willen, Verhetz- und Verführtsein. Aber das alles bringt uns nicht an den Kern der Sache, wir müssen tiefer graben, um zum Quell zu gelangen.

Allen gemeinsam ist das Schlagwort vom deutschen Militarismus. Schon in Friedenszeiten hat das Wort viel Schaden angerichtet, uns viel Feinde zugezogen. Ein Schauer überläuft bei dem Worte die Fremden, es bedeutet ihnen Unfreiheit, Bevormundung, politische Unreife, und in der äusseren Politik Angriffslust auf die Freiheit der europäischen Staaten. Wir kennen die Bedeutung des Wortes besser, uns ist es Liebe zur Ordnung, völlige Unterordnung, Organisation, und wir sehen in unserem wirtschaftlichen Leben die Früchte dieser deutschen Anlage, und der gegenwärtige Krieg zeigt diesen Vorzug in ganz besonderem Masse. „Joffre, so schreibt der italienische Militärschriftsteller Gotti, ist gewiss ein tüchtiger Mann mit guten Gedanken, aber gute Gedanken tun es allein nicht, sie müssen auch gut ausgeführt werden. Und das beides findet sich allein in der bewundernswürdigen Tätigkeit der Deutschen.“ Die Disziplin ist die letzte Eigenschaft des Franzosen, der gern eigensinnig seine eigenen Wege geht und beim Fehlschlagen einer Hoffnung leicht Mangel an Ausdauer bekundet. Dem Engländer wird Einordnung und Zwang schwer, weil er von der Bedeutung der individuellen Freiheit ganz und gar durchdrungen ist. Dem Russen sind wir zu peinlich genau und pflichttreu. Wir haben unser Wesen und unsere Einrichtungen noch niemand aufdrängen, wir haben weder die Länder noch

die Meere beherrschen, noch die Handlungsfreiheit der Völker beschränken wollen. Mit Recht hat man deshalb da, wo man die Engländer besser erkannt hat — und dieser Krieg bietet den Neutralen dazu die beste Gelegenheit — das Wort vom britischen Marinismus geprägt. Auch die neutralen Staaten stehen teilweise unter dem Zauber dieses Schlagwortes. Holland hat stets die Befürchtung, dass Deutschland es eines Tages zwingen werde, in den deutschen Staatenbund einzutreten. Alle unsere beruhigenden Versicherungen halfen nicht, die wahrheitswidrigen Behauptungen der französischen und englischen Zeitungen finden mehr Glauben.

Während die deutsche Schweiz mit ihren Sympathien zu uns neigt, ist es der französische Teil, der, abhängig von Frankreich in Sprache, Kunst und Literatur, jetzt kein Hehl aus seiner Hinneigung zum grossen Nachbarstaate macht; Gründe werden oft durch Phrasen ersetzt, und diese und eine erstaunliche Auffassung der Geschichte machen diesen Teil des Schweizervolkes unbelehrbar.

Rassenverwandtschaft und die gleichen politischen Ideale der Demokratie ziehen die grosse Masse des italienischen Volkes auf Frankreichs Seite, und das um so stärker, als man dort den tiefsten Hass im Herzen trägt gegen die Oesterreicher, deren lange Freundschaft unauslöschliche Abneigung erzeugt hat, gern würde man daher gegen den Kaiserstaat ziehen. Die italienische Regierung hat alle Mühe, diese Strömungen einzudämmen. Trotz dieser Aufgabe versteht man in weiten Kreisen unseres Volkes nicht die Auffassung, welche Italien von dem Begriff Bundespflicht hat, wir sind der Ansicht, nie sei der Augenblick gegeben gewesen uns beizuspringen als jetzt, wo Oesterreich und wir um unsere Existenz ringen. Abgesehen davon, dass der Augenblick günstig ist für Italien, seine Stellung im Mittelmeer zu erweitern und zu befestigen, während es im Falle des Sieges des Dreiverbandes nicht nur leer ausgehen würde, sondern im Mittelmeer erdrosselt würde von Frankreich im westlichen, von England im östlichen Becken.

Wir sehen, nicht einmal bei unseren sogenannten Verbündeten können wir auf Sympathien rechnen. Viele Völker wollen uns aus politischen oder angeblich politischen Gründen nicht wohl. Mehr sind die Gründe dieser Abneigung aber wirtschaftlicher Natur. Noch mehr als früher geht seit 1870 der Deutsche ins Ausland. Das Vertrauen auf unsere Macht, vor allem die wachsende Bevölkerungszahl zwingt viele von uns, sich im Auslande eine Existenz zu gründen. Unsere sich immer mehr bessernde Durchbildung, unser Streben in Wissenschaft und Technik, der wachsende Wagemut im Handel, die Verwendung unserer Erfindungen in der Industrie geben uns die inneren Bedingungen für unser Gedeihen im Auslande. Die äusseren sind die Tüchtigkeit des einzelnen; die gute Vorbildung und Ausbildung lässt unsere Beamten und Arbeiter vorziehen, sie sind anständig, man kann sich auf sie verlassen, sie haben nur ihre Tätigkeit im Auge, während die fremden Handelschefs oft über das geringe Interesse am Geschäft seitens junger Engländer klagen, die ihre ganze Aufmerksamkeit dem Sport zuwenden, und der Franzose aus angeborener Leichtherzigkeit seine Beschäftigung nicht ernst genug nimmt. Daher zog man viele Jahre die Deutschen den Einheimischen vor, und das wirkte erbitternd, ja erweckte Hass. Und die deutschen Geschäfte gediehen besser, das erregte den Neid der fremden Fabrikanten und Geschäftsleute. Bei der Anlage des Deutschen zu Geschäft und Handel war es kein Wunder, dass wir vorwärts kamen, fremde Märkte verboten, andere Nationen verdrängten. Besonders der Engländer, der weltbeherrschende Handelsmann, wurde geschädigt, das Feld, das er ein Jahrhundert unumschränkt und mit höchstem Nutzen beackert hatte, ihm streitig gemacht, Ansehen und Gewinn geschmälert. Der Belgier sah mit Erstaunen und Ingrimm den Handel des reichen Antwerpen immer mehr in deutsche Hände gleiten, die Stadt sich entfalten durch deutschen Fleiss und deutsche Intelligenz. Das erweckte zuerst Bewunderung, dann folgte aber der Neid, der Konkurrenzneid, der die meisten Verwüstungen im menschlichen Herzen anrichtet. Dem Neid folgte die Abneigung, das nur widerwillige Anerkennen deutscher Tüchtigkeit.

Was hilft nun dem Deutschen in so hervorragender Weise beim Vorwärtskommen in fremden Ländern in Handel, Industrie und Technik? Das ist unstrittig sein Anpassungsvermögen. Wie wir in der Wissenschaft danach streben, unsere Individualität möglichst zurücktreten zu lassen, wie wir uns bemühen, den Gedankengängen fremder Völker möglichst frei und unbefangen nachzugehen, ihre Bestrebungen, ihr Denken, Fühlen und Handeln zu verstehen, so ist auch unser Volk vor anderen veranlagt, im praktischen Leben auf die Gedanken anderer einzugehen, ihrem Geschmack entgegenzukommen, ihnen nachzugeben. Das ist den fremden Völkern, vor allem unsern in diesem Kriege in Betracht kommenden Feinden, nicht gegeben, ihr ausgeprägtes Nationalitätsgefühl lässt das nicht zu, und ihre noch immer mässige Vorbildung hindert sie, grosse Erfolge zu erringen. Wir bemühen uns, zum Verständnis fremden Wesens zu kommen, wir gehen zu den fremden Völkern, um ihnen unsere Erzeugnisse anzubieten — sie verlangen, der Fremde soll zu ihnen kommen, wir machen unsere Angebote in ihrer eigenen Sprache — sie sehen es am liebsten, wenn sie von ihrer Muttersprache nicht abgehen müssen. Dass alle diese Umstände dem fremden Käufer schmeicheln, ihm den Handelsverkehr

leicht machen und er daher schon aus Bequemlichkeit bei uns kauft, ist einleuchtend und eine der Erklärungen für den beispiellosen Aufschwung unseres auswärtigen Handels.

Diese Anlage des Deutschen sich in fremde Verhältnisse schnell und sicher hineinzufinden, dieses erstaunliche Anpassungsvermögen ist aber auch unser Fehler. Fremdes Wesen hat bei uns von jeher im privaten wie im öffentlichen Leben günstige Aufnahme gefunden. Der Fremde, der zu uns kommt, ist eines guten Empfanges gewiss. Jeder beeifert sich, ihm dienlich zu sein, ihm mehr Berücksichtigung zu schenken, als er sie einem Einheimischen in gleicher Lage angedeihen liesse. Die fremden Schüler, die in unserer Anstalt eine Zeitlang sind, werden dies bezeugen müssen; ob sie es mit Dank lohnen, ist eine andere Frage. Fremde Moden finden, sie mögen noch so töricht sein, schnellen Eingang, denn sie kommen ja vom Ausland. Die geschmacklosen Modeerscheinungen, die in den letzten Jahren aus Frankreich gekommen sind, die den Witzblättern genügend Stoff gegeben haben, liefern den besten Beweis für diese Behauptung. Die fremde Literatur übt ihren Reiz auf uns aus seit vielen Jahrhunderten. Seit den Tagen, wo der einfache, natürliche, aber kräftige deutsche Minnesang dem formvollendeten, reflektierenden französischen weichen musste, haben wir nicht aufgehört, nach Frankreichs Literatur zu sehen, in ihrer Nachahmung unser Heil zu suchen. Wohl tat uns in den Tagen Ludwigs XIV. Nachahmung not, allzu verworren und schwülstig, überladen und weitschweifig war unsere Sprache geworden; aber unsere Klassiker haben nicht den Einfluss auf unsere Literatur gewonnen, der nötig gewesen wäre, fremden Einfluss möglichst gering zu machen. Gerade nach dem siegreichen Kriege von 1870/71 hat die deutsche Literatur mehr als je im Banne der Franzosen gelegen; als Frankreich schon lange den Realismus überwunden hatte, folgten ihm deutsche Schriftsteller als dem Besten, was es gäbe. Musste da nicht, wie schon früher so oft, den Franzosen der Vergleich kommen, sie seien die Römer, die Deutschen aber die Germanen, die einst Roms Weltherrschaft zertrümmert, jedoch seiner Kultur sich unterworfen hatten? Lag da nicht der Gedanke recht nahe, sie verträten die Zivilisation, wir seien die Barbaren? Wir sollen nur nicht allzu sehr erstaunen, wenn wir von unseren Feinden Barbaren gescholten werden; haben wir nicht durch das falsche Gefühl der Abhängigkeit Ursache dazu gegeben? Unter uns sind genug Leute, die unausgesetzt an Deutschland und seinen Einrichtungen zu mäkeln haben, auch ihnen erscheint das Ausland als das Nachahmenswerteste. Bald empfiehlt man uns Amerika, das doch wohl mit seiner krassen Betonung des Individualismus für uns nicht geeignet ist; bald England — und wo ist der Unterschied zwischen arm und reich grösser, das Elend grosser Massen erschütternder, als dort? bald Frankreich — dieses parlamentarisch regierte Land ist das klassische Land der politischen Korruption, des politischen Strebertums mit all seinen hässlichen moralischen und materiellen Auswüchsen. Dieser Tage schrieb der Sozialdemokrat Fritz Kummer in der „Schwäbischen Tagwacht“: „In diesen Zeiten müssen wir Sozialdemokraten doch wohl bekennen, dass wir für alle Einrichtungen Deutschlands stets nur eine ätzende Kritik gehabt haben und das Ausland priesen auf Kosten unseres Vaterlandes. Jetzt sehen wir klar und wollen rückhaltlos anerkennen, wie grosse Fortschritte Deutschland auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete gemacht hat.“ Ja, dieser Krieg beweist, dass wir doch wohl nicht so schlecht und minderwertig waren, als man uns in Friedenszeiten oft hingestellt hat. Aber jene oft genug ganz grundlosen oder übertriebenen Kritiken bestehender Zustände haben im Auslande den Glauben erwecken müssen, es sei mit uns schlecht bestellt und wir seien doch nicht auf der Höhe, die ein Kulturvolk erklommen haben müsse. Man sieht uns im Auslande nicht für vollwertig an, und das veranlasst viele Deutsche, die fremde Staatsangehörigkeit zu erwerben, ihrer deutschen Abstammung den Rücken zu kehren. Und diese einst Deutschen und mehr noch ihre Kinder sind oft genug die ärgsten Feinde des Deutschtums. Renegaten sind immer unduldsamer gegen die Angehörigen ihrer einstigen Gemeinschaft. Wer im Auslande reist, begegnet dieser Art Leuten oft und bemerkt es mit tiefem Schmerze. Die Angehörigen anderer Nationen bieten dieses abtossende Schauspiel nicht, daher auch die grosse Missachtung der Deutschen im Auslande.

Und wie der einzelne, so hat auch das Reich nicht immer die ihm gezogenen Grenzen innegehalten. Wir sind zu gutmütig, um lange jemand Feind sein zu können; wir glauben, nach beendetem Streit müsse auf jeden Fall wieder Friede einkehren. In den 44 Jahren seit unserm letzten Kriege haben wir diesem Bestreben gehuldigt, neue Konflikte zu vermeiden gesucht, aber alle unsere Bemühungen, mit unseren einstigen Gegnern uns zu versöhnen, mit anderen friedlich auszukommen, sind vergeblich gewesen, der jetzige Krieg lehrt es uns. All unser Werben um Versöhnung mit Frankreich ist vergebens gewesen, dieses Land hat die Niederlage von 1870-71 mit dem Sinken seines Ansehens nicht vergessen, es hat gewählt, sich Russland und England zu Freunden gemacht, jedes Wort, jede Liebenswürdigkeit gelten ihm als Schwäche, und mit mehr oder weniger verletzendem Hohn hat es uns zurückgewiesen. England in seiner praktischen Art hat sich die oft betonte Vetternschaft — von der es übrigens nichts wissen will, da es durch den normannischen Einschlag ein

neues, nicht mehr teutonisches Volk sei — als äussere Dekoration gefallen lassen, im Geheimen hat es immer sein Ziel verfolgt, uns als wichtigen Konkurrenten zu vernichten, gemäss der Politik, welche die „Times“ einmal in die krassen Worte kleidete: „Seit 200 Jahren hat es England immer verstanden, jeden ihm unbequemen Nebenbuhler unschädlich zu machen. Erst kam Spanien daran, dann Holland, dann Frankreich.“ Die Fortsetzung haben wir im heutigen Kriege. Der Engländer ist ein Gewaltmensch, mit brutaler Kraft verfolgt er sein Ziel, Empfindsamkeit liegt ihm fern. Liebenswürdigkeiten lacht er als Schwäche aus, sie haben bei ihm keinen Erfolg, aber kraftvolles Auftreten imponiert ihm. Daher der geringe Erfolg unserer Diplomatie in England.

Russland gegenüber wurde stets die seit einem Jahrhundert bestehende Verwandtschaft zwischen den Hohenzollern und den Romanows betont und die sonstigen vielfachen Beziehungen zwischen deutschen Fürstenthümern und dem russischen Kaiserthume. Aber diese enge Verbindung Preussens mit Russland hat im vergangenen Jahrhundert unsere innere Politik unheilvoll beeinflusst, die freiheitlichen Bestrebungen wurden durch russische Umtriebe gehindert. Dieses lange Zusammengehen beider Länder hat uns den Vorwurf rückständiger politischer Entwicklung eingebracht, oder, wie es ein Engländer mir gegenüber einmal ausdrückte: „Ganz so rückständig wie in Russland ist man in Preussen noch nicht.“ Die Westmächte, Frankreich und England, rühmen sich, der wahre Hort der Freiheit zu sein, in allen Variationen verkünden sie dies aller Welt, und das Wort hat seine Schuldigkeit getan: Die Sympathien der Neutralen für den Dreiverband beruhen grösstenteils auf diesem überall geglaubten Worte. Und umgekehrt hat die langjährige Verbindung mit Russland uns in den Ruf gebracht, rückständig wie Russland; und auch dieser Meinung fehlt bei den Neutralen der Glaube nicht. Bis in die jüngsten Tage hinein hat man bei uns an dieser so unheilvollen Verbindung festgehalten. Und wie hat uns Russland unsere übermässige Treue, unser felsenfestes Vertrauen gelohnt? Unsere mehr als wohlwollende Neutralität im russisch-japanischen Kriege, die Russland gestattete, alle Truppen an seiner Westgrenze wegzunehmen, beantwortete es mit der Teilnahme an diesem Kriege! Es hat sich alle unsere Liebenswürdigkeiten und wir uns alle seine Friedensversicherungen gefallen lassen, und es handelte anders als wir gewünscht und gehofft hatten. Wir haben weder Dank noch Anerkennung geerntet.

Unsere Politik im Osten und Westen hat auch nicht den erwünschten Erfolg gehabt, und das nur aus zu grossem Entgegenkommen. Wenn nach langer preussischer Herrschaft die Polen, allerdings jetzt wirtschaftlich erstarkt, nach einem eigenen nationalen Staate streben, wenn nach 44 Jahren in Russland die Opposition noch so stark ist, wie wir es im letzten Jahre gesehen haben, so muss man sich sagen, dass hier etwas nicht in Ordnung ist. Können wir nicht kolonisieren? Die Geschichte bejaht die Frage. Heinrich der Löwe hat die Slaven in Holstein und Mecklenburg, Albrecht der Bär die zwischen Elbe und Oder für das Deutschtum und Christentum gewonnen; deutsche Ordensritter zogen, vereint mit deutschen Bürgern und Bauern, nach dem Osten und machten weite Landstrecken deutsch. Und diese Kolonien blühten und blieben deutsch, so lange die dort wohnenden Deutschen einig waren, so lange sie sich alle als gleichberechtigte Mitglieder einer Familie ansahen, so lange sie fest und freudig ihr Deutschtum bekannten. Sie taten stolz im Gegensatz zum Fremden, ein Schwanken, ein Paktieren mit ihm gab es nicht. Solches Auftreten verlieh ihnen ihr grosses Ansehen und half ihnen vorwärts. Was wir vor bald 700 Jahren gekonnt haben, sollten wir heute noch können. Ein festes Ziel im Auge, ein gerades, unentwegtes Darauflosgehen führt im Leben des einzelnen wie im Staatswesen zum Erfolg. Nachgeben schädigt immer nur den, der nachgibt. Das haben wir in den letzten Jahrzehnten genugsam erfahren können, und die Folgen davon zeigt uns dieser Krieg. Wir sehen die verheerenden Wirkungen, die unsere Gutmütigkeit, unser Entgegenkommen, unser leichtgläubiges Vertrauen angerichtet haben, wir erkennen sie heute deutlich, dann müssen wir aber auch auf Abhilfe denken.

Seitdem wir das unendliche Glück gehabt haben, ein einiges Volk, eine deutsche Nation zu werden, haben wir uns nur langsam an den Gedanken gewöhnt, nun seien wir dasselbe wie die Engländer und Franzosen; wir haben allzu lange den mitleidigen Blick ertragen, mit dem die Grossmächte uns als Parvenü in den europäischen Salon haben eintreten lassen. Das Bestreben, dort als gleichberechtigtes Mitglied zu gelten, drückt Bülow's schönes Wort vom „Platz an der Sonne“ treffend aus. Diesen Platz an der Sonne, den man uns weder politisch noch wirtschaftlich gönnen wollte, müssen wir mit Nachdruck behaupten und befestigen. Wir haben nach unseren Anlagen wie nach unserer Arbeit ein Recht darauf. Das volle Gefühl der Gleichberechtigung mit den anderen Nationen müssen wir jedem einzelnen für sich zum Ausdruck bringen, nicht nur sagen, wir seien Angehörige eines grossen Volkes, sondern auch als solche uns betätigen, Festhalten am

Deutschtum und ein würdiger Vertreter desselben sein, ist unsere Aufgabe in künftigen Tagen. Zur Befriedigung unseres Denkens und unseres Geschmacks sollen wir uns erst im eigenen Lande umsehen, wir werden des Anregenden und Guten da genug finden! Weder Literatur noch Werke des fremden Landes kann je unser Eigentum werden, es könnte es nur unter Aufgabe der eigenen Persönlichkeit, und die wollen wir doch von jetzt ab hochhalten dem Auslande gegenüber. Und im Verkehr mit den Fremden wollen wir unsere deutsche Gesinnung, unsere deutschen Ansichten verteidigen und zur Geltung bringen, denn wir machen mit Recht darauf Anspruch, zu den gebildeten Nationen zu gehören. Ich weiss, das Ziel ist da, aber der Weg dahin ist noch weit, und es werden grosse Schwankungen nicht ausbleiben. Behalten wir das Ziel fest im Auge, ermannen wir uns, machen wir uns frei vom Auslande!

Dann wird dieser grosse Krieg, der von uns allen die grössten Opfer und Anstrengungen fordert, das sein und bringen was er soll: ein Befreier vom Ausland, ein Festiger unserer Stellung in der Welt. Wir können uns von ganzem Herzen freuen, dass wir in diesem Bestreben unseren allverehrten Herrscher an der Spitze haben. Er hat sein ganzes Leben hindurch für deutsche Macht und deutsche Ehre gearbeitet, und als Wahlspruch gehabt: „Deutschland in der Welt voran!“ Er weist uns den Weg zu dem neuen Ziel der Zukunft, er wird es uns erreichen helfen. Lassen Sie uns den Gefühlen der Dankbarkeit, der Verehrung und des Vertrauens zu unserm Kaiser Ausdruck geben. Ich bitte Sie, erheben Sie sich von Ihren Plätzen und stimmen Sie mit mir ein in den Ruf:

Seine Majestät Wilhelm II., unser allergnädigster Kaiser, König und Herr,  
er lebe hoch! hoch! hoch!

Am 10. März fand unter dem Vorsitz des Direktors als Königlichem Kommissar die mündliche Reifeprüfung statt, die Oberprimaner Greiffenhagen, Grote und Reupke erhielten das Zeugnis. Sie wurden am 19. März entlassen.

18  
sa  
  
Ei  
au  
so  
de  
mi  
de

Am 31. März wurde Bismarcks hundertjähriger Geburtstag festlich begangen.

Herr Professor Dr. Ellissen hielt die Festrede:



In gewaltiger Zeit feiern wir das Andenken eines Gewaltigen. Seit dem 10. November 1859 hat wohl Deutschland eine solche Jahrhundertfeier nicht begangen. Was damals Geibel sang, können wir heute sagen:

Wenn fromm den Kranz aus hundertjähr'gen Zweigen  
Ein ganzes Volk für seinen Liebling flicht,  
Wer nennt ein ebenbürtig Wort sein eigen  
Zu künden, was aus allen Herzen bricht.

Eines jedenfalls haben Schiller und Bismarck gemein: Ihr Wirken war derart, dass beide aus dem deutschen Geistesleben schlechterdings nicht mehr hinwegzudenken sind. Aber sonst welch ungeheurer Gegensatz! Wir können ihn kurz und klar bezeichnen: Schiller der grösste deutsche Idealist, Bismarck der grösste deutsche Realist. Kaum ein Gedicht möchte für Schillers Art bezeichnender sein, als das zum Antritt des neuen Jahrhunderts mit den Versen, die heute mehr als je passen:

Seine Handelsflotten streckt der Brite  
Gierig wie Polypenarme aus,  
Und das Reich der freien Amphitrite  
Will er schliessen wie sein eignes Haus.

Wie wuchtig und wirklich, aber er fährt fort:

Zu des Südpols nie erblickten Sternen  
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf,  
Alle Inseln spürt er, alle fernen  
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Und schon ist Schiller in seiner eigentlichen Heimat, der Welt der Ideale. Wie steht dagegen Bismarck mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde! Die wirkliche Welt ist ihm Heimat, aber auch Stoff zum Gestalten. Und

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen;  
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!  
Harte Bissen gibt es zu kauen,  
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Der Vers wird nach Bismarcks Sinne gewesen sein. Er hat sich nicht als Schlaraffe gehalten. Als Motto für Bismarcks Leben aber möchte ein anderes, weniger derbes, aber desto tieferes Goethewort am passendsten sein:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,  
Das fällt den Toren niemals ein,  
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,  
Der Weise mangelte dem Stein.

Wie nur einmal ein Napoleon möglich war, nur als Erbe der französischen Revolution, so war nur einmal ein Bismarck möglich. Die Natur schuf ihn und zerbrach die Form.

Vor 100 Jahren ist Bismarck auf Schloss Schönhausen in der Altmark geboren. Der Vater, eine lässige, behäbige Natur, erst Offizier, dann Gutsherr, gehörte einem alten märkischen Geschlechte an, das vor den Hohenzollern im Lande ansässig war; die kluge, kühle, ehrgeizige Mutter einem bürgerlichen Gelehrtenengeschlechte. Ihr Vater war der Geheime Kabinettsrat Mencken. Eine womöglich ebenso glänzende Stellung erstrebte sie für ihre Söhne Bernhard und Otto. Dass der jüngere es nach wenig versprechenden Anfängen tatsächlich noch etwas weiter brachte, hat sie nicht mehr erlebt. Schon mit sechs Jahren kam Otto vom väterlichen Gut nach der Hauptstadt in eine nach spartanischen Grundsätzen geleitete private Erziehungsanstalt, wo der Knabe oft bittres Heimweh nach dem Lande und den ländlichen Spielkameraden empfand. Zuletzt besuchte er das alte berühmte Gymnasium zum Grauen Kloster. Ein Musterschüler war er nicht. Bei der Versetzung nach Prima war er von 18 der 15te. Immerhin bestand er knapp 17jährig das Abiturientenexamen und bezog, natürlich um die Rechte zu studieren, die Universität Göttingen, die damals — fünf Jahre vor der grossen Katastrophe von 1837 — in hoher Blüte stand. Dass die Georgia Augusta stolz auf ihren grössten Schüler ist, versteht sich und nicht minder das Corps Hannovera, dem er drei Semester angehörte und mit dessen Waffen er ein paar Dutzend Mensuren siegreich ausfocht. Aber es scheint nicht, dass er ihnen ein besonders warmes Andenken bewahrte. In den Gedanken und Erinnerungen nennt er seltsamerweise weder Göttingen noch die Hannovera da, wo er von seiner Studentenzeit spricht, und es wird schon richtig sein, was der Georgia bei ihrem Jubiläum 1887 zugerufen wurde:



Dafür, dass Du den Mann von Blut und Eisen  
Zu Deinen Schülern zählst — gesteh es nur —  
Darfst Du die Gunst freundlichen Zufalls preisen,  
Sein Wesen wuchs auf einer andern Flur.  
Als Most hat er geschäumt in Deinen Kreisen,  
Geläutert hat ihn eigenste Natur,  
Und dass er einst bei Dir Collegia schwänzte,  
Nicht das ist's just, was ihn mit Lorbeer kränzte.

Damals ging bekanntlich eine Haupt-Nord-Süd-Strasse im westlichen Deutschland durch Einbeck, und so hat, was immer zwischen Hamburg, Bremen, Hannover einerseits, Göttingen, Cassel, Frankfurt a. M. andererseits verkehrte, unsern Ort passieren müssen. Es ist ein glücklicher Zufall, wenn wir, wie etwa bei Goethe und Börne bestimmte Zeugnisse über ihre Anwesenheit in unserer Stadt finden. Da aber Bismarck z. B. Weihnachten 1832 von Göttingen nach Hannover fuhr, so können wir sicher sein, dass er auf dieser Reise zweimal durch Einbeck kam, und wir dürfen annehmen, dass er auch wie Goethe hier einigen Aufenthalt hatte. Hoffentlich hat die Stadt mit ihren hochaufstrebenden Dächern auch auf ihn „einen wundersamen Eindruck“ gemacht. Die mannigfachen Erinnerungen an Bismarck, die Göttingen aufweist, werden viele von uns gesehen haben. Das juristische Studium vollendete Bismarck in Berlin und bestand dort 1836 das Referendar- oder Auskultatorexamen. Mit schneidendem Hohn und tiefster Geringschätzung spricht er in den Gedanken und Erinnerungen von den damaligen Zuständen am Berliner Stadtgericht, dem er überwiesen war, und von der Art seiner dortigen Beschäftigung und höchst bezeichnend sind ja die Geschichtchen, die über sein eigenes Auftreten in Umlauf sind. Bismarck war eben eine Herrschernatur im eigentlichsten Sinne, und für eine solche ist in dem Gefüge der regelrechten Beamtenhierarchie nicht recht Raum. Ja, als Bismarck Regierungsreferendar geworden und als solcher nach Aachen gekommen war, endete seine dortige amtliche Tätigkeit mit einem Ausbruch, der an genialer Regelwidrigkeit seines gleichen sucht, und eine erneute Probe, die der schon Neunundzwanzigjährige in Potsdam machte, ob er nun besser in den Staatsdienst passen möchte, endete noch rascher und anscheinend schriller. Bismarck wollte „Musik machen, wie er sie für gut fände oder gar keine“. So muss es fast wundernehmen, dass wir nicht von Konflikten hören, in die der Einjährig-Freiwillige mit seinen militärischen Vorgesetzten geraten wäre. Eine Unregelmässigkeit weist freilich auch sein Militärlauf auf: er liess sich von den Potsdamer zu den Greifswalder Jägern versetzen, wie es heisst, um zugleich an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Eldena studieren zu können. Denn nach den Aachener Abenteuern hatte sich Bismarck entschlossen, sich mit seinem Bruder, der kurze Zeit Offizier gewesen war, der Bewirtschaftung der stark verschuldeten väterlichen Güter zu widmen. Er war auch als Landwirt, erst in Pommern, dann in Schönhausen „der tolle Bismarck“; aber nach Pommern weisen uns zwei überaus bedeutungsvolle Epochen aus seinem Dasein. Der wilde Junker fand nach manchen Liebesirrunge die treue, kluge, hingebende Gefährtin seines bewegten Lebens in Johanne von Putkamer, und der Feuerbachs und Strauss' Schriften studierende Skeptiker fand sich zur Kirche und zu einem sehr positiven Gottesglauben. In Schönhausen wurde er alsbald Deichhauptmann, und sofort geriet der künftige allmächtige Beherrscher der preussischen Bürokratie mit dieser in mannigfache Streitigkeiten. Er war übrigens auch noch als Minister schlecht auf sie zu sprechen.

Im Jahre 1847 trat Bismarck in den Vereinigten Landtag ein, und damit beginnt eigentlich seine grosse politische Laufbahn. Es ist nicht anders: dieser grosse Gegner der Parlamentsherrschaft verdankt seinen Aufstieg einem Parlament. Hier war er nicht mehr der Untergebene mittelmässiger Vorgesetzter; hier war er unter Gleichen oder vielmehr Gleichberechtigten, und alsbald setzte er sich durch. Eine der gewaltigsten Eigenschaften Bismarcks ist die Geringschätzung der öffentlichen Meinung, die Gleichgültigkeit gegen Tadel und, was seltener ist, gegen Beifall. Eindrucksvoll und unvergesslich ist das Bild, wie Bismarck bei dem Entrüstungsturm, den seine erste Rede erregt hatte, kalt und ruhig dasteht, ein Zeitungsblatt aus der Tasche zieht und darin liest, bis der Lärm sich gelegt hat und er wieder zu Worte kommen kann.

Bismarcks entschlossene und königstreue Haltung in den Revolutionsstürmen des Jahres 1848 machen Friedrich Wilhelm IV. und seinen Bruder, den Prinzen von Preussen, auf den schlagfertigen Junker aufmerksam, und das Verblüffende, das Unerhörte geschieht: der Rittergutsbesitzer von Bismarck, Regierungsreferendar a. D., dessen Personalakten an, sagen wir Unregelmässigkeiten, wohl vereinzelt dastanden, wird 1851 vom Fleck weg zum preussischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt. Wahrlich, eine so bizarre, eigenwillige, regelwidrige Natur wie Friedrich Wilhelm IV. war erforderlich für dieses Wagestück, eine so stetige, nüchterne entsagende wie Wilhelm I. war erforderlich, einen Bismarck durch Jahrzehnte als leitenden Minister neben sich zu ertragen. Schon Friedrich Wilhelm wollte ihn übrigens wiederholt zum Minister machen, aber immer wieder wusste sich Bismarck dem zu versagen. Aber oft nahm der König über die Köpfe der Minister hinweg seinen Rat in Anspruch, so dass er unzählige Male die Strecke Frankfurt—Berlin hin und her durchfahren musste. Und nun denke man sich Bismarck in der Lage des damaligen Ministerpräsidenten von Manteuffel! Eine unvollziehbare Vorstellung. Schäumend hätte er beim ersten derartigen Vorkommnis sein Ministerportefeuille dem König vor die Füsse geworfen. Wir haben die Probe auf das Exempel, wenn wir wahrnehmen, wie Bismarck später als leitender Minister verfuhr, wenn seine Gesandten auf eigene Hand Politik zu treiben oder direkt auf den König einzuwirken versuchten. Das Wort: was dem einen recht ist, ist dem andern billig, hatte für Bismarck keine Gültigkeit. Das Genie steht in eigenem Recht. Ruft doch Schiller dem Genius zu:

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,  
Dir nicht gilt's; was Du tust, was Dir gefällt, ist Gesetz.

Die Grundzüge seiner künftigen grosszügigen Politik waren ihm schon in Frankfurt klar, und er hielt sie nicht verborgen, aber er fand noch wenig Verständnis dafür, am wenigsten wohl bei dem Prinzen von Preussen, der im Jahre 1854 einmal Bismarcks Politik Manteuffel gegenüber als die eines Gymnasiasten bezeichnete. Nun sind ja Gymnasiasten sehr liebe und vortreffliche Leute, aber in diesem merkwürdigen Ausspruch des Prinzen Wilhelm sollte wohl kein Lob liegen. Die genialische Kühnheit des Gesandten erschien dem 18 Jahre älteren bedächtigen Manne als jugendliche Unreife. Seltsam mutet es uns Hannoveraner an, wenn wir lesen, dass während der Frankfurter Zeit König Georg V. Bismarck als Minister in seine Dienste zu ziehen suchte. Mit welchen Gefühlen mochten die beiden Beteiligten 1866 an jene Beziehungen denken! Als des Königs Absicht gescheitert war, nahm er gleichwohl bald danach bei der Durchreise des preussischen Staatsmannes durch Hannover dessen Rat in Anspruch in Bezug auf die hannoverschen Verfassungsangelegenheiten und die wünschenswerteste Art ihrer Behandlung in Frankfurt.

Wie schmeichelhaft für Georgs Minister und für seinen Bundestagsgesandten! Wieder denke man sich Bismarck in ihrer Lage! Zur Zeit des italienischen Kriegs 1859 wiederstrebt die von Bismarck vorgeschlagene Politik so sehr der in Berlin gewählten Richtung, dass Bismarck von Frankfurt abberufen und „an der Newa kaltgestellt“ wurde. Dieser Wechsel fällt aber schon in die Zeit der Regentschaft des Prinzen Wilhelm. Bei den Irrungen und Wirrungen, die ihr vorausgingen, spürt man auch gelegentlich Bismarcks eisernen Griff. In Petersburg wusste sich Bismarck, der von bestrickender Liebenswürdigkeit sein konnte, eine ganz aussergewöhnliche Stellung am Hofe zu verschaffen und die überlieferten guten Beziehungen zwischen Preussen und Russland aufs beste zu pflegen. Doch tauchte nun wiederholt die Ministerkandidatur Bismarcks auf, und als dieser zu Anfang des Jahres 1862 von Petersburg noch als Gesandter nach Paris ging, tat er es in dem unbehaglichen Gefühl, dass er dort überhaupt nicht warm werden würde. Im September 1862 wurde denn auch Bismarck leitender Minister König Wilhelms I. und damit beginnt ein Vierteljahrhundert einzigartigen Zusammenwirkens von Herrscher und Staatsmann.

Der sel'ne Mann will seltenes Vertrauen;  
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen.

Wohl schwerlich in bewusster Befolgung, aber ganz im Geiste dieses köstlichen Schillerwortes hat Wilhelm I. gehandelt. Zunächst — und das war ein Glück für beide und für ihre unlösliche Verbindung — hatten sie ein gemeinsames Ziel: Die Durchführung der begonnenen, von beiden für notwendig gehaltenen Heeresreform, auch ohne Bewilligung der erforderlichen Geldmittel durch das Abgeordnetenhaus. Es ist wohl klar, dass das formelle Recht in dem jahrelangen Streit auf Seiten des Hauses war, und das hat ja auch Bismarck durch die Einbringung der Indemnitätsvorlage nach dem Kriege 1866 anerkannt. Nicht leicht war es ihm geworden, den von seinem Rechte überzeugten König zur Genehmigung derselben zu bestimmen. Aber viel schwieriger war es im Jahre 1863, den König vom Besuch des Frankfurter Fürstenkongresses abzuhalten, durch den Oesterreich noch einmal eine Reform des Deutschen Bundes in seinem Sinne zu erzielen hoffte. An den in Baden befindlichen preussischen Monarchen hatte man von Frankfurt in kluger Berechnung den von diesem hochgeschätzten alten König Johann von Sachsen gesandt, die Einladung zu erneuern. „Dreissig regierende Herren und ein König als Courier“, rief König Wilhelm aus, „wie kann man da ablehnen?“ Als Bismarck die nach stundenlangem Wortgefechte seinem Herrscher abgerungene Absage dem Sachsen übergeben hatte, bedurfte die furchtbare Spannung in Bismarcks Nerven einer Entladung. Er zerschmetterte, nachdem jener das Zimmer verlassen hatte, einen auf dem Tische befindlichen Teller mit Gläsern. „Ich musste etwas zerstören“ sagte er, „jetzt habe ich wieder Atem“. Er hatte einen jener Siege über seinen König erfochten, von denen man nicht weiss, ob sie für den Sieger oder den Besiegten ehrenvoller waren. Schwer war es auch für Bismarck in der Schleswig-Holsteinischen Sache den König allmählich für seine Auffassung zu gewinnen. Von der staatsrechtlichen Seite dieser Frage hat der englische Staatsmann Palmerston einmal geurteilt, sie sei so verwickelt, dass nur drei Personen in der Welt sie beherrscht und verstanden hätten; er selbst, er habe sie aber wieder vergessen, der Prinzgemahl Albert, der aber gestorben sei und ein dänischer Minister, der aber dann verrückt darüber geworden wäre. Der letzteren Gefahr wollen wir uns lieber nicht durch ein allzu tiefes Eindringen aussetzen. Die politische Seite der Frage lag im Grunde einfach genug. Durch die Monstrosität der

deutschen Verhältnisse hatte es geschehen können, dass zwei Herzogtümer, von denen das eine rein deutsch, das andere ganz überwiegend deutsch war, an Dänemark gefallen waren. Die Verschiedenheit des Erbrechts im Königreich und in den Herzogtümern schien eine Lösung zu ermöglichen, wie 1837 die unnatürliche Verbindung Hannovers mit England gelöst war. Aber in den Jahren 1848—52 war die Sache verfahren, ein grosser Aufwand schmähhlich vertan und schliesslich festgesetzt, dass auch beim Aussterben der Königlichen Linie die Verbindung bestehen bleiben solle, indem die holstein-glücksburgische Linie in der Gesamtmonarchie folgen solle. König Friedrich VII. von Dänemark starb 1863, und in Kopenhagen folgte denn auch Christian von Glücksburg d. h. der erst vor wenigen Jahren gestorbene Christian IX. Aber der erneute Versuch, Schleswig dem Königreich Dänemark einzuverleiben, führte zu einer Erhebung in den Herzogtümern und zu ungeheurer Aufregung in Deutschland, und nun kam es anders als 1848. Bismarck stellte für seine Politik die Richtschnur: Personalunion besser als Einverleibung Schlesiws in Dänemark, Trennung der Herzogtümer von Dänemark und Bildung eines neuen Kleinstaates unter dem an sich näherberechtigten, 1852 aber vertraglich ausgeschlossenen Augustenburger Friedrich besser als Personalunion, Vereinigung der Herzogtümer mit Preussen besser als ein neuer Kleinstaat. Die preussische Annexion also erschien ihm von vornherein als das erwünschteste Ziel. Aber damit stand Bismarck allein. Gegen sich hatte er: die Bevölkerung der Herzogtümer, den König, der mit schöner Naivität erklärte, er habe ja gar kein Recht auf diese, die Königin und den Kronprinzen, der mit dem Augustenburger befreundet war, die deutschen Fürsten, voran Herzog Ernst von Sachsen-Coburg, das preussische Parlament und die öffentliche Meinung konservativer und liberaler Richtung. Wie Bismarck nun Schritt für Schritt sein höchstes Ziel erreichte, wie er Oesterreichs Mithilfe zur Losreissung der Herzogtümer von Dänemark im Kriege 1864 gewann, wie er den Augustenburger bei Seite zu schieben und den König für seine Auffassung zu bekehren wusste, das hat er selbst für sein diplomatisches Meisterwerk gehalten. Den Gasteiner Vertrag 1865, der ein sog. Condominium, eine gemeinschaftliche preussisch-österreichische Herrschaft in Schleswig-Holstein begründete und für den ihn der König in den Grafenstand erhob, sah er selbst lediglich als Provisorium an. Längst hatte er ja den Kampf mit Oesterreich um die Vorherrschaft in Deutschland ins Auge gefasst. Jetzt kam dieser und nun war es ein neues Meisterwerk, wie er Napoleon III., mit dem er, auch abgesehen von der kurzen Pariser Gesandtschaftszeit, bedeutungsvolle Zusammenkünfte und Unterredungen gehabt hat, zu dupieren wusste. Kein Zweifel, dass Bismarck den französischen Kaiser mit der Aussicht auf französische Kompensationen für die Machterweiterung Preussens geködert und genarrt hat. Kein Zweifel, dass Napoleon sich als der Betrogene erschien und erscheinen musste, als ihm nichts zuteil wurde und als ihm auch 1867 die Erwerbung des kleinen Luxemburg hintertrieben wurde. Ihm geschah Recht; aber wie Bismarck 1866 ungarische Untertanen des Kaisers von Oesterreich zum Abfall anstachelte, das ist eine der Handlungen, die man beim Gegner in den Abgrund der Hölle zu verdammen pflegt, während man sie im eigenen Lager am liebsten verschweigt und vertuscht. Doch wohl mit Unrecht. Dass die Macht böse ist, dass in der Politik von je der Zweck die Mittel geheiligt hat, ist doch in einem wirklichen Geschichtsunterricht nicht zu umgehen. Das merkwürdige Problem, dass der Mensch um so unverantwortlicher — im Sinn gut bürgerlicher Sittenlehre — handelt, mit je grösserer Verantwortlichkeit er belastet ist, muss gestreift werden.

Aber wenn Bismarck während des Kampfes so entschlossen war, die österreichische Monarchie ins Herz zu treffen, so steht demgegenüber die weise, vorschauende Mässigung nach Besiegung des Gegners. Schon hatte Bismarck den künftigen Bund mit Oesterreich im Auge. Und das kostete wieder einen harten Kampf mit dem König, dem es ungerecht erschien, dass Oesterreich, „der Hauptschuldige“, leichten Kaufes davon kommen sollte, während die Herrscher von Hannover, Hessen und Nassau ihre Kronen verloren. Diesmal war es der Kronprinz, der sich auf die Seite des grossen, bisher stets von ihm befehdeten Staatsmanns stellte.

Wie war es 1870? In der durch den Verzicht des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron und durch die Höflichkeit des Königs gegen Benedetti in Ems geschaffenen Situation sah Bismarck eine unerträgliche Demütigung Preussens. La Prusse cane, „Preussen kneift“ rief man triumphierend in Paris. Da drehte Bismarck mit kühnem Griff den Spiess um, bruskierte durch die Veröffentlichung der berühmten verkürzten, im Sinn durchaus nicht gefälschten Emser Depesche über die Verhandlungen des Königs mit Benedetti seinerseits Frankreich und riss den friedlichen König und Deutschland in einen Krieg, den er als notwendig ansah, um den norddeutschen Bund zum deutschen Reich zu erweitern.

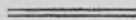
Und nun nach dem glorreichen Kriege war Bismarck — 1862 der verhassteste Mann in Preussen — der volkstümlichste in Preussen, in Deutschland. Konnte Bismarck grosse Achtung vor der öffentlichen Meinung und der *aura popularis* haben? Bismarck hat wohl ausser Weib und Kind nicht viele Menschen eigentlich geliebt; aber viele gehasst, und die er hasste, verfolgte er rücksichtslos. Aber ist ganz grosses Menschentum ohne ganz grossen Egoismus überhaupt möglich? Ist es nicht selbst Mohrenwäsche, wenn man Goethe von solchem freisprechen will? Riesenarbeit war es, das Deutsche Reich zu gründen; Riesen aber sind ungeschlachte Gesellen. Oft hat man Bismarck mit Cavour, dem Schöpfer des Königreichs Italien, verglichen. Dieser starb alsbald nach der Vollendung seines Werkes, und so wird nicht zu verkennen sein, dass sein Bild ungetrübter dasteht. Bismarck hat das neue Reich noch zwanzig Jahre geleitet und dann noch grollend acht Jahre im Sachsenwalde gehaust. Und es ist nicht zu leugnen, dass der gewaltige Mann in seiner inneren Politik viel weniger glücklich gewesen ist als in der äusseren. Welche Partei hätte er nicht im Laufe der Zeit zur Gegnerin gehabt? Und wer ihm feind war, galt ihm als Reichsfeind. Besonders zwei starke Parteien, ja jetzt numerisch die stärksten, Zentrum und Sozialdemokratie haben den Vorwurf der Reichsfeindschaft ertragen müssen. Es steht dahin, ob die Maigesetze und das Sozialistengesetz zweckmässige Massnahmen waren. Gewiss ist, dass sie Millionen mit Ingrimms erfüllen mussten. Gewiss ist ferner, dass am 4. August 1914 auch die Vertreter jener beiden Parteien einstimmig die Kriegskredite bewilligt haben. Im Jahre 1895 aber musste das deutsche Volk das Schauspiel erleben, dass die Majorität des deutschen Reichstags, den er geschaffen, dem Altreichskanzler den Glückwunsch zu seinem achtzigsten Geburtstage verweigerte! So wurde der grosse Hasser gehasst. Aber als damals unser Kaiser, der doch selbst im harten Kampf den Kanzler gestürzt hatte, weil seine 30 Jahre nicht mit den 75 Bismarcks zusammenklingen wollten, über diesen Vorgang seiner „schärfsten Entrüstung“ Ausdruck gab, hatte er doch wohl die gewaltige Mehrheit des deutschen Volkes auf seiner Seite.

Zwanzig Jahre sind seitdem vergangen; vor 17 Jahren hat das starke Herz zu schlagen aufgehört. Oft haben seitdem deutsche Männer ihn oder einen ihm gleichen ersehnt: aber nur einmal war Bismarck möglich. Dass seine Schöpfung nicht, wie Kleinmütige oft schon wähten, entartet und verkommen ist, zeigt die ungeheure Zeit, in der wir leben. Der russische Staatsmann Schuwaloff neckte einmal den ihm befreundeten Bismarck, er habe le cauchemar des coalitions, den Alpdruck der möglicherweise gegen Deutschland gerichteten Bündnisse. So arg wie es nur je Bismarck befürchten konnte, ist der Alp Wirklichkeit geworden; aber ungebeugt steht Deutschland da. Ungeheure Opfer sind gebracht; auch wir haben sie gebracht. Von den Jünglingen, die wir jetzt als Abiturienten zu entlassen gedachten in ein friedliches Leben voll Freude und Arbeit, mussten wir 14 vor acht Monaten entlassen in den Krieg, zum Teil in den Tod. Und wie viele aus der Unterprima, der Obersekunda, ja der Untersekunda sind ihnen gefolgt in den Krieg, in den Tod. Mit Uhland können wir dem geliebten deutschen Vaterland zurufen:

Doch Heldenblut ist dir geflossen,  
Dir sank der Jugend schönste Zier,  
Nach solchen Opfern, heilig grossen,  
Was gelten Worte, Reden dir?

Möge die köstliche Blutsaat nicht umsonst gesät sein! Möge Bismarcks Schöpfung, das deutsche Reich, möge Oesterreich, mit dem er das Bündnis knüpfte, aus dem furchtbaren Kampfe siegreich hervorgehen, möge nach dem Kampfe das Wort, das die Nationalliberalen dem Göttinger Bismarckturm eingegraben haben, mehr als bisher Geltung haben: „Das Vaterland, nicht die Partei“ mögen alle Parteien einig sein in der Empfindung:

Deutschland, Deutschland, über alles!



Am 31. März schliesst mit der Verkündigung der Versetzungen und der Verteilung der Zeugnisse das Schuljahr.